

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 31



Fischer

Fritz Erlor



Klassen 3. Klasse -

W. Niedermayer -

3. Klasse

Wilhelm Niedermayer

MORGENGRAUEN

Erzählung von Hans B. Wagenseil

Mandual verfolgt das Schicksal eine ganze Familie mit fassenhafter Genauigkeit. Ein ähnlicher Gedanke mag wohl Vielen gekommen sein, also heute Johann Ohmstedt zu Grabe getragen wurde. Denn durch eine Verführung, deren Schwere und Tragweite wir Kinder unseres Zeitalters nicht mehr einzuliegen vermögen, verurteilte er schon in früher Jugend den Untergang seiner Familie. Aber man muß sich an die damaligen Anschauungen erinnern, um die Größe des harten Trostes zu verstehen, mit dem sich die Ohmstedts seiner Zeit vor ihren Stammliedern stellten. Lieber wollte die Spitze mit Nibelungentreue den Untergang ertragen, als ihren Schick beschwören zu sehen.

Zur damaligen Zeit war das Oberhaupt jenes Hauses der alte Christian Ohmstedt. Er gehörte der angesehenen Kaufmannschaft der Stadt an und beschäftigte als Spitzenfabrikant auch noch die Frauenschaft der umliegenden Dörfer als Heimaarbeitnehmer. Kein Mensch ahnte, daß er sich in pekuniären Schwierigkeiten befand, — hatte er doch seiner Erge die Marke aufrechter Haltung verborgenen. Aber das Schicksal schürzte den Knoten, indem es die Modellaue vorstieß und den Hohlraum erfinden ließ, so daß der Absatz der Fabrik unversehens stockte. Am absonderlichsten von allen Menschen jedoch waren Christian's Frau und sein Sohn Johann. Dieser einzige Stammhalter war damals eben zwanzig Jahre alt geworden. Nachdem er bei einem Geschäftsfreund in Brüssel die Lehrjahre hingebracht hatte, sollte er nun ins Stammbaus einziehen. Diesen Ehrentag feierte die Familie. Nachdem jedoch der abendliche Festschmaus und die Tischreden überstanden waren, suchte der junge Mann seinen Freund Karl auf. Karl war der Nachborsohn. Die beiden hatten gemeinsam ihre Kindheitsjahre verbracht, immer zusammengelebt, die ersten Schritte ausgehebt, Schwärmerie und Ekelien gemacht, kurz: sie waren unzertrennlich. Das um so mehr, als Karl mit dem eigenen Vaterhaus kein Glück hatte. Sein Erzeuger nämlich, ein verachteter Rechtsanwält, hatte sich dem Trunke und einer föhnen Weltzergehung ergeben. Also hatte der Sohn die schönere Heimat im Nachbarhaus gesucht. Er war dort aufgenommen worden wie der Sohn des Hauses. Nagte dennoch ein geheimer Neid an seinem Herzen?

Nach einem ausgedehnten Nachtschlummel schlüpfen sich die beiden jungen Leute in Johannes' Zimmer hinauf. Wahrscheinlich wollten sie dort noch eine Zigarette rauchen. Aber der Leuchter hatte ihnen hier eine Falle gestellt: Sie fanden nämlich hinter der Zigarettenschachtel ein Kartenpiel. Nun kam alles so, wie wir alle es kennen. Beidlich um sich die Zeit zu vertreiben, fingen die jungen Leute ein Glückspiel zu machen an. Ganz ohne Einlaß war das langweilig — also nahmen sie sich die letzten Pfennige gegenseitig ab. Zuerst, als alle Nickel

in Karls Tasche gewandert waren, saßen sie eine Weile ernumdet da. Dann aber fragte Johann: „Kann ich auf Wort weiterspielen?“

„Spiele!“ sagte Karl. Und die Karten wurden gemischt. Nun aber war es, als habe sich ein böser Geist zwischen die Kartenblätter eingeschoben. Er spielte Karl alle Trümpe in die Hand.

„Du hast mir zu viel Schween!“ sagte Johann endlich, nachdem er sein ganzes Taschengeld verloren hatte. Damit stieß er die Karten von sich und lehnte sich lachend im Stuhl zurück.

„Du traust dir wohl nicht mehr?“ fragte Karl zurück. Das war zuviel. Das Lachen auf Johanns Gesicht verlöschte langsam, er wurde ernst. Eben da schlug die Etanduhr Mitternacht.

„Nein, im Ernst, es hört mich, auf Wort zu spielen“, sagte der junge Ohmstedt gewaltig. „Es macht mich unzuföh.“

„Was du nicht sagst!“ Karl grinste. „Dem kann abgeholfen werden. Schreib Zettel heraus. Es sollen als Bargeld gelten.“

Schwiegend ziti Ohmstedt ein Blatt Papier von dem Tischblech ab. Er spielte so jetzt mit Schicksal. Aber auch dieses Blatt Papier schien nicht auszureichen. Bald sah es aus, als habe es auf die Tischplatte vor Karl weiße Zettel geschneit.

„Entweder — oder!“ Johann tih bißig den Deckel einer Zigarettenschachtel ab. Darauf freilgte er eine Zahl, die so hoch war wie der Betrag, um den sie bisher die halbe Nacht lang gespielt hatten.

„Coll alles das gelten?“ fragte Karl. Mit einem Augenwink deutete er auf den Pappendeckelchen, der zwischen ihnen auf dem Tisch lag. — „Ja.“ — „Gut!“ Karl schlug die Karte um. Wie brauchen nicht zu erwähnen, daß er gewann.

Jetzt gab es kein Halten mehr. Johann saß da wie ein gepannter Bogen. War der löfende Wein daran schuld oder hatte er es ausgegeben, die Sache ernst zu nehmen? Jedenfalls spielten sie alsbald um lächerlich hohe Beträge. Auf dem Papier, wohlgemerkt! Es lassen sich leicht drei Nullen auf einen Zettel malen. Die Uhr zeigte zwei, als Johann den ersten Tausendmark-Gutschein ausschrieb. „Vergiß den Namen nicht!“ beanstandete Karl. Johann blickte jetzt zum erstemal dem Freund in die Augen. Dann unterzeichnete er trotzig: Ohmstedt.

Das war ja Blödsinn! Ihm war alles eins. Aber er wollte sehen, ob sich das Glück nicht zwanglos ließe. So spielten sie bis zum Morgengrauen. Erst als sie das Dienstmädchen draußen in der Kammer rumwachen hörten, brachen sie das Spiel ab. Ein Überschuß ergab: Johann hatte sechzigtausend Mark in Papierstückeln

verloren. Kein zum Lachen! Karl raffte die Papiere an sich, ehe er aufstand. „Du hast also vierundzwanzig Stunden Zeit“, sagte er träge, die Hand noch in der Tasche. Er lächelte, halb belustigt, halb ernst.

„Const muß ich mich rechtföhnen!“ nickte Johann, umarmte den Freund und schlang ihn auf die Schulter. „Oh leibel!“ machte er noch. Dann lauschte er, bis das Klarren der Schritte drunten im Treppenhans verstillt war. Er trat ans Fenster und blickte zu den verlassenden Eternen und den Räumen zwischen ihnen empoe, senkte seine Augen zu den matten Wiesenflächen und farblosen Blumen des Gartens und ließ sie über die entfernteren Dächer der Stadt wandern, die genau in der Morgendämmerung dalag. Veräekert wandte er sich zurück ins Zimmer. Gut, dachte er noch, daß der Fall nicht tragisch zu nehmen ist, weil es Karl war. Damit wusch er sich so, wie er war, aufs Bett.

Obgleich nach dem Erwachen ging er zu Karl hinüber. „Du“, sagte er kopfschüttelnd, „wie haben ja da gelitten — oder muß ich sagen heute? — einen feinen Blödsinn gemacht. Gespielt wie die Millionäre! Was wäre ich dir eigentlich schuldig?“

„Du bist mir genau sechzigtausend zweihundert und dreiundzwanzig Mark schuldig“, sagte Karl. Zum Beweis bogam er die Zettel auf den Tisch zu zählen.

„Hör auf!“ Johann fiel ihm in den Arm. „Hast du das Geld?“ sagte Karl stumm zurück.

„Ja! Freilich!“ lachte Johann. „In deiner Tasche!“ redete er dem Freund mit seinem leeren Geldbeutel vor der Nase herum.

Aber Karl lachte nicht. „Du hast genau“ — damit zog er die Uhr hervor — „noch neunzehn Stunden Zeit. Vergiß das bitte nicht.“

Johann hielt auch das noch für einen Scherz. Aber plötzlich blieb ihm das Mißwort im Halse stecken. Umgeistert sah er seinen Freund an. . . Eine Ahnung bogam ihm zu dämmern. . . „Laß uns verminstlich sein, Karl“, bogam er stotternd. „Du weißt ja, daß es Unsin ist, daß ich dir jemals sechzigtausend Mark bezahlen könnte! Gott sei Dank bist es nur du. Du weißt ja, wie alles gekommen ist. Ich lade dich zu einem Frühstückchen ein.“

„Danke. Nicht nötig. Ich mache mir gerne das Vergnügen, wenn du bezahlt hast.“ Es dauerte lang, ehe Johann begriff, daß Karl auf dem Anrecht und seinen Schloßschlein bestand. Sie tritten erst. Der junge Ohmstedt verlegte sich aufs Bitten. Wandte sich an Karls Freundschaft. Machte ihm Vorhaltungen. Aber alles half nichts. „Unterzeichnet heißt: ich stehe dafür ein!“ erklärte Karl ungerührt.

(Fortsetzung S. 485)





Das Paradies

Hermann Fricke

Noch einmal hoffte Johann, der Freund scherzte. „Dass es jetzt genug sein“, sagte er, bereit, in ein befriedigendes Lachen auszubrechen. Aber der Nachbarsohn zuckte nur die Achseln. Da riefte der junge Domsiedt, daß er gefangen sei. Und er ging zum Vater.

Als der Vater die Geschichte hörte, war er sicher, der Sohn mache aus der Maus einen Elefanten. Diese Angst war recht gut. Nimm die das zur Wehr! — Aber allmählich wurde auch er unsicher. Freund etwas an der Haltung seines Sohnes warnte und beunruhigte ihn: Sie war allzu ernst. „Ich werde selber mit Karl sprechen“, entschied er endlich. Innerlich war er überzeugt, daß ein vernünftiges Wort genüge, um die jungen Kavaliere auszuquälen.

Aber kaum stand er Karl gegenüber, so ersehnte er: Hier stand ein Feind. Er hatte die Waffe in der Hand, schwarz auf weiß zu beweisen, daß sein Sohn nicht Wort hielt. Nicht vertrauenswürdig war. Denn ein Wort, selbst sinnlos verhängt, hatte damals noch bindende Geltung. . . . Nein, Unfaim! — der alte Christian gab sich einen Ruck — sehe ich Gespenster! Und er begann mit Verminstergenden mit Karl zu sprechen. Als auch das nichts half, erinnerte er ihn daran, wie er doch als Sohn des Hauses gehalten werden sei: „Du überschätzt die Möglichkeiten. Wenn du auf Zahlung bestellst, so kann Johann nicht weitermachen. Er ist ruiniert.“

Karl hatte darauf nur eine Antwort: „Er schuldet mir sechzigtausend Mark!“ Jetzt erst tat Christian das Schwere: er eröffnete dem Nachbarsohn seine Lage. „Dann unterschreibt man nicht!“ war Karls Entgegnung.

Out. Der alte Domsiedt blieb fünf Minuten still sitzen. Er starrte auf den Boden und sein Gesicht war verfaßelt. Endlich stand er auf. Er mußte sich hierzu mit beiden Händen auf die Tischplatte stützen. „Weißt du auch, was du tust?“ verjuchte er es ein letztes Mal. „Du opferst eine Familie dem Untergang! Unser Haus muß verkauft werden. Ebenso die Fabeln. Du vernichtest deinen Freund. Er war doch dein Freund, oder nicht?“

„Was!“ sagte Karl. „Und er kann es bleiben, wenn er bezahlt.“

„Das ist dein letztes Wort?“
„Ich wüßte nicht, was es da noch zu reden gäbe.“

Christian Domsiedt klinkte stumm die Türe auf. Hochaufgerichtet sah man ihn ins eigene Haus zurückkehren. Dort redete er mit seiner Frau. Aber was half es schon zu reden? Es mußte etwas geschehen. Und er ging noch einmal zu Karl hinüber. Es konnte doch nicht sein, daß er einen so glorieusischen Sauger an seinem Tisch gefüttert hatte! Der junge Mann überblickte vielleicht nur den Censt der Lage nicht. — Aber nein, Karl wollte nur das Geld! Also keine falsche Schöön. Handeln wir geschäftlich. Der alte Christian bot zuletzt Reuegeld an. Eine Abfindung. Endlich empörte er sich. „Du kannst doch nicht eine Familie von Haus und Hof vertreiben wollen? Blutigeld von deinen Freunden nehmen? Ich schlage dir vor, zehn, zwanzig, dreißigtausend Mark als Buße an eine gemeinnützige Kasse zu zahlen. Willst du das? Genügt dir das? Es behalten wir wenigstens alle reine Manspotten.“

„Verfügen Sie über Ihre eigenes Geld —

die Sechzigtausend gehören nicht mehr Ihnen!“ jagte darauf Karl bestoßt.

Das von einem Hwangjährlingen zu einem Mann! Der alte Christian brach die Verhandlungen ab. Dabeim ließ er den Sohn ins Kontor kommen. „Es gibt nur zwei Wege“, jagte er jählich. „Entweder du bist bereit, die tückische Beschämung auf dich zu nehmen. Dann spielen wir nicht mit bei diesem Dummenjungenstreich. Oder wir bezahlen. Nein. Antworte noch nicht. Weißt erst die Folgen. Deine Eltern müssen dies Haus verkaufen. Damit auch die Fabeln. Deine Zukunftsaussichten weißt du. . . . Meine Lage ist nicht so, wie du sie dir vorstellst.“ Diesen letzten Satz sprach der Vater leise. Er schob dem Sohn über den Tisch Abrechnungspapiere hin.

Der Sohn rüßte diese Papiere beiseite, ohne erst einen Blick darauf zu werfen: „Vater, ich habe mein Wort verpfändet!“ sagte er nur. So viel banger Zweifel, eine so flehende Bitte sprach aus seinem Blick, daß der Vater wusste, schlimmer als wirtschaftlicher Verlust wäre es für den Sohn, wenn er als Vater verjagte. Diese Enttäuschung hätte der Junge nie überstanden.

Also wurde das Haus verkauft.

Christian Domsiedt starb wenig später, ein Opfer seines Opfers. Eißa, seine Frau, war ein wenig schwarzsinmig geworden, weil sie die menschliche Bosheit und den ganzen Verfall nicht begreifen konnte. Sie vertraunte ihren Lebensabend in einem Kollonst. Johann aber, als echter Kaufmannssohn, ruhte nicht eher, als bis er in seinen Mannesjahren das ver-

(Schluß S. 489)



Inder Loge

Adolf Büger

PECHVOGEL

VON A. SMILING

„Er saß neben mir im Autobus, war klein, unterseht, ärmlich gekleidet und trug einen roten Schnurbart. Das seltsamste an ihm war aber die ovale Schädelkapsel, die einem Ei nicht unähnlich sah.“

Wir fußen gerade an einer herrlichen, schloßartigen Villa in der Park Lane vorbei. Dieser Prachtbau schien kein Interesse zu wecken, er rückte unruhig hin und her, sah mich mehrmals verstohlen an und seufzte. Und ganz plötzlich begann er zu sprechen.

„Haben Sie dieses Haus gut angesehen?“ fragte er.

„Ja“, antwortete ich kurz, „was ist damit?“ „Allehand“, sagte er traurig. „Wenn vor dreißig Jahren ein verdammtes Pennylstück mit dem Kopf anstatt mit der Rückseite aufgefallen wäre, würde ich jetzt darin wohnen, hätte ein Badezimmer, Frühstück im Bett, einen eigenen Wagen und noch viel mehr.“

„Ich habe wenig Erfahrung im Umgang mit Wahnsinnigen. Für alle Fälle beschloß ich, ihn recht schonend zu behandeln.“

„Das Pennylstück ist also schuldig?“ fragte ich teilnehmend.

„Ja, Herr, so ist es. Ich sehe, meine Geschichte interessiert Sie und Sie wüßten gerne

mehr darüber. Nun, ich will Ihnen alles erzählen.“

Er fuhr mit der Hand über seinen kalten Schädel, seufzte wider und erzählte.

„Ich habe niemals meine Eltern gekannt. Sie ließen mich bei ihrer Hausfrau als Pfand für den Mietzins zurück, als ich kaum zwei Wochen alt war, und ließen sich nicht mehr sehen. Frau Adams, die Vermieterin, behielt mich im Haus. Sie dachte wohl, wenn man wie sie elf eigene Kinder hatte, bedeutete eines mehr keine Vergrößerung der Fleischrechnung.“

Eines Tages hatte Frau Adams große Mühe. Sie trug daher ihrer ältesten Tochter auf, mich in dem Park spazieren zu führen. Im Park gab mir Gertie ein Stück Baumrinde zum Spielen, ließ mich in meinem schäßigen Wägelchen allein und begab sich zu ihren Spielkameraden.

Ich stand kaum zehn Minuten dort, als ein kurzstichtiger Mann vorbeikam, der durch sein gütiges Wesen in der ganzen Gegend bekannt war. Der Gute glaubte, man hätte mich absichtlich verlassen. Sein Herz ließ vor Mitleid über und er begann, meinen Wagen in der Richtung seines Hauses vor sich hinzuschleichen.

Untenwegs sah er — ob Sie es glauben oder nicht — einen zweiten Kinderwagen, den niemand beobachtete. Es war dies ein vornehmes Gefährt, mit herrlichen Malereien und goldgestickter Wäsche. Ein Säugling in meinem Alter lag darin. In seiner grenzenlosen Darmherzigkeit nahm sich der Philantrop auch dieses, wie er räusperte, verlassenen Kindes an und brachte uns beide im Traum an zu seiner Wohnung.

Hier ließ er zu allererst seine Wirtschafterin femmen und trug sie auf, uns zu baden und zu Bett zu bringen. Da es aber das erste Bad in meinem Leben war, heulte ich nicht wenig und, angeekelt von meiner Abneigung gegen das Wasser, heulte auch mein Leidensgefährte kräftig mit.

Unser nächsttendentes Geschrei brachte den Philantropen schließlich auf die Idee, Scotland Yard zu verständigen. Und im Handumdrehen kamen zwei besetzte Frauen angetrückt: Mutter Adams und die Barbin von Dumshire.

Sie dürfen nicht glauben, daß Mutter Adams mich so gerne wiederhaben wollte, keineswegs — aber sie stand für ihr Leben gerne im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, und als Gertie mit der Meldung heimgekommen war, sah sie von Räubern entführt worden, witterte sie sofort eine Möglichkeit, ihr Bild in den Tageszeitungen zu sehen.

Es ergab sich eine unvorhergesehene Schwereigkeit. Es zeigte sich nämlich, daß der zukünftige Lord Dumshire und meine Wenigkeit einander ähnlich sahen wie ein Ei dem andern!

„Man hat sie garwischen!“ rief Mutter Adams in heller Verzweiflung. „Mein armer Clarence!“ jammerte die Barbin. . .“

Der Mann mit dem ovalen Schädel machte eine kurze Atempause.

„Ich bin Junggeheule“, setzte er verjornten fort, „aber ich weiß es vom Hörenjagen: wenn Sie zwei blonde, blauäugige, vier Wochen alte

Uncle Sam und die Ehe

Säuglinge durcheinander geraten lassen, werden sie nicht einmal mehr von den eigenen Müttern erkannt werden. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß Kleider Leute machen, sicherlich aber machen Kleider Säuglinge...

„Ich hoffe, Sie erkennen Ihre Kind“, rief die Baronin verzweifelt.

„Könnte ich nicht behaupten“, erwiderte Mutter Adams, „Alles, was ich über seinen Vater in Erinnerung habe, ist, daß er eine rote Nase und gute Zähne hatte. Keines der beiden Kinder hat diese Merkmale... Aber wissen Sie was, jetzt sie großzügig fort, nehmen Sie beide!“

„Ich will nicht beide“, antwortete die Baronin entschieden. „Was würden meine Freunde sagen, wenn ich plötzlich zwei Kinder hätte?“

„Ich bin nicht wohlweislich“, sagte Mutter Adams, „nehmen Sie, welches Sie wollen. Mir ist es gleich.“

„Wie kann ich das?“ entgegnete die Baronin. „Was tue ich, wenn es das falsche ist? Es wird groß werden und den Ruf unserer Familie schädigen.“

„Wie können dann immer noch tauschen“, sagte Mutter Adams...“

Nun, wozu die vielen Worte? Schließlich kosten sie um uns mit einem Pennystück und — ich verlor. Die Baronin gab Mutter Adams Geld für meine Erziehung, für den Fall, daß sie später tauschen wollte. Sie kam mich auch von Zeit zu Zeit ansehen, aber keiner von den Säuglingen erinnert heute an die glorreichen Ahnen derer von Dumshire. Zwar habe ich die typische Stirnfalte der Dumshires, aber Mutter Adams behauptet, das käme davon, daß ich immer zu enge Hüte trage.“

Der kleine Mann mit der Stirnfalte der Dumshires senkte ein letztesmal. Dann setzte er seinen Hut auf und stieg nachdenklich aus.

NACHTLIED

Silber fließt vom Rand der Wolkenwand.
Weidend geht dahinter Gottes Schaf.
Nun ruh aus, mein Land, geliebtes Land,
Streck dich tief in Schlaf!

Schlafe, weil du wieder wachen mußt!
Zwischen Licht und Trauern ging dein Tag.
Aus dem dunklen Wald, aus der dunklen
Brust
Hebt Gott selber sich den Tagertrag.

Ordnet Leben hier, dort der Sterne Gang:
Beides um den ewig Wachen kreist.
Ordnet alles sich zum Lobgesang,
Drin die finstre Stimme noch ihn preist.

Streck dich tief in Schlaf, wenn ein Leid
dich traf!

Du bist Gast, er aber ist der Wirt.
Salz der Tränen leckt sein Silberschaf;
Der zu dir trieb, ist auch dein Hirt.

Fritz Diettrich

Liebe ist ein Erwaas, das mit Seufzern beginnt und mit Nähen endet.

Manche Frau von heute mit einem dunklen Fleck in ihrer Vergangenheit ist sich unerschütterlich darüber, ob sie ihrem Gatten ein Beständnis oder eine Weisheit für ein Magazin daraus machen soll.

Mit Bazamisten bezeichnet man gewöhnlich Männer, die aus Erfahrungen überhaupt nichts lernen wollen.

Die Ehe ist ein „Nimm und Gib“-Spiel geworden. Kaum hat man eine Frau aufgegeben, nimmt man sich schon wieder eine andere.

Viele unserer Ehemänner beklagen sich darüber, daß sie oft auswärts mit der Gattin speisen müssen, nur weil diese den Büchsenöffner nicht finden kann.

Das Gehalt des Mannes ist sieben Prozent schwerer wie das der Frau; deshalb arbeitet es



Die Tochter des Künstlers

Adolf Bürger



Blühender Hollunder

v. Riedemann (phot.)

Überschwang

Von Heinz Ruoh

Laß uns überfließen
Wie im Herbstlicht Wein und Krug,
Erde, uns zu Füßen,
Leuchtend, wir begrüßen
Dich auf unserm Zug!

Schenk' uns das Erheben,
Wenn das Licht verrinnt;
Wie die Wolken schweben,
Atmen wir noch Leben
Aus dem grauen Wind.

Alle Gärten prunken
Blauer Asterschein,
Gladiolenfunken.
Und wir ziehen trunken
In den Herbst hinein!

Zwischen Tür und Angel oder: Jenseits des Alltags

Bei Herrn Honewig klingelt es. Ein älterer Herr mit nicht gerade wallendem, aber immerhin doch fast priesterlichem Vollbart steht da. „Herr Honewig“, sagt er, „ich möchte, zwischen Tür und Angel, ein Wort jenseits des Alltags mit Ihnen sprechen. Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, daß das Leben kurz und vielleicht noch kürzer ist, als der Mensch es sich vorstellt? Sind Sie sich bewußt geworden, daß es die Pflicht der Lebenden ist, rechtzeitig und immer wieder an die Stunde des Todes zu denken?“

„O ja“, lächelt Honewig, „aber selbstverständlich; ich bin, müssen Sie wissen, Vertreter einer Lebensversicherungsgesellschaft.“

Der Herr prallt — halb erschrocken, halb entsetzt — zurück. „Dann bitte ich sehr um Verzeihung“, flüstert er und streicht sich seinen langen Bart, „Vertreter einer Lebensversicherungsgesellschaft bin u. a. ich.“

Hans Niebau

auch langsamer, besonders, wenn er sich zum Heiraten entschließen soll.

Dreimal zu heiraten ist ungefähr so, wie wenn einer drei Zitronen anbeißt, um zu sehen, welche die süßeste davon ist.

Manches Ehepaar schlägt sich heutzutage tapfer durch; sie ihn mit dem Ausklopfer, er sie mit dem Radevalker.

Eine Ehe braucht zwei Menschen noch lange nicht ins Elend zu stürzen, aber sie ist ein hervorragendes Mittel dazu.

Tafel der Gebrauch eines vielangepriesenen Haarwuchsmittels nicht ganz ungefährlich ist, beweist der traurige Fall eines früher kahlköpfigen Junggesellen, in den sich eine Witwe mit — wie sich nachher herausstellte — fünf unmundigen Kindern verliebte.

Es eilt nicht

Der Berliner Bildhauer Lassard bekam von Friedrich den Großen den Auftrag, ein Mausoleum zu bauen. Lassard, hochzufrieden darüber, sagte: „Majestät, zu einer solchen Arbeit brauche ich aber mindestens zehn Jahre!“

Friedrich der Große erwiderte: „Nehmen Sie ruhig zwanzig Jahre dazu!“

Plakate

Im Zimmer eines Hotels in Amerika hing ein Plakat:

„Vorrecht beim Rauchen! Denken Sie an den Brand des Grand Hotel!“

Das las ein Gast und schrieb launig darunter:

„Vorrecht! Nicht auspucken! Denken Sie an das Hochwasser des Mißißippi!“

Sein Leiden

„Baumann hat ziemlich schlechte Mäuren!“

„Dann soll er doch einmal zu einem tüchtigen Arzt gehen!“

Die kleinen Portionen

„Herr Ober, ich möchte mich mal richtig jastessen! Was soll ich da nehmen?“

„Am besten alles!“

Mein Kompliment

Herr (in einer Gesellschaft zu seiner Tischnachbarin): „Alle Männer, die heiraten, halte ich für geborene Dummköpfe!“

Dame: „Und da sind Sie noch ledig?“

Frau Doktor

„Wann hat denn die Frau Doktor Sprechstunde?“

„Ach, die spricht den ganzen Tag!“

FESTMORGEN ÜBER WÜRZBURG

*Der Schritt verhallt durch dämmernde Gewölbegänge;
Tiefher ein Wogen stolzer Glockengesänge ...*

*Jetzt öffnet, sonnensüberflammt, sich die Bastei:
Der Blick sinkt frei hinaus, hinunter —
Und königlich enthüllt, palastgewaltig,
Prachtrauschendes Talwunder, vielgestaltig,
Sich Frankens schönstes Städtebild!*

*Lichtlodernd, aufgetan dem Morgenglanz,
Geschmückt von der Zwölfheiligen erlauchten Kranz,
Wölbt sich der Brücke märchene Festung über den Main;
Von Booten wühlt, von Dampfern und Regatten,
Von Wimpeln bunt der sonnenblendende Strom.
Gleich festlicher Estrade zieht die Straße sich hinein,
Des Bildes Achse, feierlich zum Dom,*

*Ins Frankenherz der Stadt, wo über blauer Tiefe Schatten,
Geheimnissem Netz waltter Gassenviertel,
Die Pracht der Kuppeln schwebt, besonnte Türme strahlen:
Stift Haug, Neuminster, der Marienkapelle
Zierreich gespitzter Steinhelm, dessen rosige Pagode
Zur krönenden Kreuzblume blüht,
Darüber morgenlichtumfunkelt die Madonna glüht.*

*Und über Flaggen, Kuppeln, Kreuzen, überm Gürtel
Der Parklustwälder, so die Frankenfürstin rings umfahn,
Harft das Gebet der Türme (wie von zwanzig Kathedralen),
Rauscht ewigen Meßgeläutes Jubelwelle
Über die Stadt des heiligen Kilian.*

Walter Breitung

(Schluß v. S. 483)

schleuderte Haus zurückerobert hatte. Der Vorkäufer hatte sich diese Leidenschaft zumute gemacht. Er hielt ihn hin und betratete ihn durch unverschämte Preisforderung aus. Davon sprach die ganze Stadt. Dennoch zog der letzte Dömsiedt eines Tages ins Haus der Väter ein. Doch war damit seine Kraft erschöpft. Am Hel angelangt, verkroch er sich zwischen den vier Mauern und lebte darin als Einsiedler und Gendeling, bis sie ihn heute mit den Beinen davor hinaustrugen.

Und Rat? Was wurde aus ihm? — Er zog sein Blutgeld ein, heilafete munter und überfiedelte in eine andere Stadt. Dort wollte er in Ruhe seinen Raub verzehren. Obelang ihm das?

Vorbei, vorbei!

*Vorbei, vorbei die Sommerszeit!
Die Blätter sind entflohen,
Und Bäume stehen weit und breit
Wie um ihr Kleid betrogen.*

*Der kalte Wind ist Herr im Land,
Die Sonn' hat keine Kräfte,
Der Saft, der in den Bäumen stand,
Sank abwärts in die Schäfte.*

*Wo sind die Vögel alle hin,
Die Stimmen, die uns riefen,
Daß wir den schönen Anbeginn
Des Tages nicht verschliefen?*

*Wo sind sie? Der entblößte Baum
Träumt noch von ihrer Flöte,
Vom Liederkrönlein, das den Raum
Und seinen Glanz erhöhte.*

*Vorbei, vorbei die Sommerszeit!
Die Vögel sind entflohen,
Und Herzen stehen weit und breit
Wie um ihr Lied betrogen.*

Fritz Diettrich



Am Brunnen

Heinz Kistler (phot.)



Im Atelier

August Beck

DIE VERLASSENE

VON PETER SCHER

Auf einem nächstlichen Gang durch das alte Genua wurde ich in einer engen Gasse durch einen Mann aufgehalten, der breitbeinig vor der Tür einer Trattoria stand und zum Besuch der „Bar“ einlud, die „Zena“ hieß, was gemesslich ist und einfach Genua bedeutet.

Aus der Bar erklang der Lärm prallender Billardbälle. Jemand blies auf eine Mundharmonika und viele Menschen schmatzten fröhlich durcheinander.

Ich hatte nicht die Absicht, zu trinken, aber die kindlich-eifrige Art des Wirtes, der wie ein Petasborger aussah, machte mir Spaß und ich ließ mich von ihm durch die Tür schieben. Beim ersten Blick schien nicht nur jeder Stuhl besetzt, sondern es wickelte, als habe man die Gäste wie Zwischendeckspassagiere ohne Rücksicht auf die einfachste Annehmlichkeit zusammengedrückt.

Der Wirt machte wenig Federlebens. Er nahm zwei ärmliche Gestalten, die an einem Tischchen Karten spielten, hinten am Rock, zog sie, mit jeder Hand einen, empor und gab ihnen einen Dreh nach dem Ausgang hin, wobei er bemerkte, sie hätten lange genug dageessen und seien verpflichtet, einem vornehmen Kavaller aus dem Ausland Platz zu machen. Mir war das natürlich peinlich, aber ich beruhigte mich, als

ich sah, mit welcher lebenswürdigen Einsicht die Männer anerkannten, daß der Wirt recht habe, sich ein Geschäft nicht entgehen zu lassen. Es machte sogar fälschlich Eindruck auf sie, daß er mit so unwiderstehlicher Energie seinen Vorteil wahrte.

Mein kavalierrmäßiges Belage bestand in einem Stückchen Farinata, das ist eine Art Eierkuchen, für fünfzig Centesimi, und drei Gläsern eines wundervollen dicken Rotweins, der Barbera heißt, und von dem das Glas etwa acht Pfennige kostete.

Meine Schlemmerei erregte unter den kleinen Leuten Aufsehen. Von allen Tischen wendeten sich Köpfe nach mir — doch nicht im mindesten aufdringlich, sondern mit aller Liebenswürdigkeit, die in diesem Lande noch von der verzweifeltsten Armut aufgebracht werden kann. Inzwischen war ich trotz meines bedeutenden und vornehmen Auftretens rasch ver-gessen. Das harmlos verknügte Völkchen beschäftigte sich längst wieder hingehend mit Spiel und endloser Rede.

Als und zu ging der gewaltige Wirt durch den Raum, da und dort einen Gast mit drohendem Stirnrunzeln noch ein Glaschen aufnödigend, um sogleich wieder auf die Gasse hinauszuheizen, wo Schritte vornehmbar wurden. Ich hörte ihn von dort beschwörend auf ablehnende

Spaziergänge einreden; hörte, wie der Einspruch unter dem Anpreiß seiner Beschuldigungen schwächer wurde, und sah im nächsten Augenblick den Zwangsgast, vom Wirt züfischer geleitet, mit verlegenerm Gesicht in der Tür erscheinen. Wieder wurde strenge Mißachtung gehalten; einige düstige Spiele in der Ecke wurden sich schuldlos bewußt, noch einmal entgegen sie dem Jäger — der Wirt hatte in einer anderen Ecke sein Dpfer gefunden.

Ich heilte mich, immer wieder ein Glas Barbera zu bestellen, um nicht am Ende auch unentwärtet hinausgeschickt zu werden. Der starke Wein wirkte rasch. Ich geriet in beschwungene Stimmung und sah bald alles — sogar den mit zunehmender Nachtstunde immer rückwärtsloser vorgehenden Wirt — in rosiger Beleuchtung. Methodischgenweise war der zweite Stuhl an meinem Tischchen frei geblieben — wie auf Bestellung. Möglich, daß durch meine ungewöhnliche Trinkfähigkeit das Bestreben des Wirtes, sich nobel zu erweisen, herausgefodert worden war.

Allmählich dachte ich an Aufbruch, als ein ganz neuer Vorgang meine Teilnahme in Anspruch nahm. Der unermüdliche Aktivist erschien mit einer Dame in der Tür — einer richtigen Dame, deren gartes Madonnenesicht mich gleich für sie einnahm. Der Wirt und viele der Gäste schienen sie gut zu kennen. Er sprach, wenn auch höflich, so doch vertraut mit ihr und von vielen Lächeln wurde ihr grüßend zugewinkt. Ein Mädchen im Hintergrundief laut: „Buona sera, Fiorella!“ und die Angespörende winkte der Größenden freundlich zu.

Der Wirt wies mit den Augen auf den freien Stuhl an meinem Tisch. Die Dame näherte sich zögernd und fragte mit einem leichten Kopfschütteln, ob es mir recht sei, wenn sie Platz nähme. Ich verbeugte mich so tief und freundlich, daß der Wirt, der auf dem Sprung stand, wieder auf die Gasse hinauszuweilen, ein Urinieren nicht unterdrücken konnte. Ich sah es wohl und es ärgerte mich, aber ich vergaß es rasch, denn mein ganzes Interesse galt der Dame. Sie bekam süßes Gesicht, an dem sie knabberte, und ein Gläschen Wertmut, von dem sie nippte — alles zierlich und anders als in dieser Umgebung üblich.

Wir sahen kurze Zeit, wie man so tut, aneinander vorbei, uns dabei dennoch insgeheim mustend. Wir kamen vermutlich beide zu dem gleichen Resultat: daß nichts einer Kleinen Annäherung entgegenstände. Wichtig waren wir denn auch bald in einem harmlosen Gespräch, wie es sich im Süden so leicht führen läßt. Ich erwähnte, daß ich zur Erholung von schwerer Krankheit in Vagarien lebe und mich wohl dabei befände. Sie nahm mit der angenehmen und liebenswerten Verbindlichkeit romanischer Menschen an meiner Redfertigkeit teil, ohne jedoch selbst aus sich herauszugehen. Immerhin erfuhr ich, daß sie Mailänderin sei und sich seit drei Jahren in Genua aufhalte.

Ich wußte angezogen ihrer gepflegten Hände und der soliden Eleganz ihrer Kleidung nicht recht, wie ich sie gesellschaftlich einreihen sollte. Freilich war es auffallend, daß sie spät nachts in dieser Gasse eine Bar aufsuchte, deren zweifelhafte Publikum sie freundschaftlich grüßte.

Sie hatte eine merkwürdige Art, plötzlich in sich zu versinken. Es begann damit, daß ihre Augen — noch im Sprechen — einen abwesenden Ausdruck annahmen. Ihr Blick schien sich auf die Nasenwurzel zu konzentrieren. Es sah aus, als ob sie sich tiefer und im Begriff sei, einer suggestiven Einwirkung zu unterliegen. Aus einer dieser Umwandlungen fuhr sie plötzlich auf und fragte hastig, mit tiefer Stimme: „Sie wohnen in Santa Margherita?“

„Ich sah sie überrascht an und nickte mit dem Kopf.“
 „Ah —!“ sagte sie und atmete tief. „Wohnen Sie schon lange in Santa Margherita?“

„Seit einem Vierteljahr.“
 „Ah — dann muß Ihnen der Ingenieur Creigams bekannt sein — ein Regisseur.“

„Der mit der Narbe auf der Backe?“
 „Ja, der!“

„Ein schöner Mann“, sagte ich, „er hat eine Engländerin zur Frau. Sie soll sehr reich sein.“

Sie schweig und atmete heftig. Ich sah sie an und erschaak. Ihr Gesicht war verzerrt, ihr Mund zitterte.

„Eine Zigarette!“ befahl sie plötzlich mit einer Heftigkeit, die mich verlegte.

„Bittel!“ sagte ich und gab ihr Feuer.

Sie rauchte so stark, daß sie husten mußte.

„Er hat ein Kind?“ fragte sie.

„Ein armes Wurm. Es ist krank geboren. Spinale Kinderlähmung. Erst kürzlich sagte mir der Doktor — — aber was haben Sie, um Gottes willen!“

Ich erwachte sie am Handgelenk. Sie war aufgesprungen und hatte, wie in schrecklicher Atemnot, die Hand an die Brust gedrückt. Im nächsten Augenblick war es mir gelungen, sie wieder auf den Stuhl zurückzuführen. Sie sah wie leblos da. Ihre Arme hingen schlaff herab. Ich nahm ihre drei Zigarettenstief fort, daß sie sich nicht weh tue. Ihren Körper erschütterte eine Bewegung zwischen hysterischen Gelächter und bitterem Schlingen.

Eine Frauenstimme aus dem Hintergrund tief: „Fiorella, was ist dir?“

Ich hielt ihre behutjam mein Glas an den Mund. Sie trank und erholte sich ein wenig. Ich strich begütigend über ihre Hand. Sie wollte erwas sagen, fiel aber mit einem Mal in ihre abwesende Haltung. Es dauerte eine Weile. Sie schien zu schlafen.

Es tat mir wohl, daß sich niemand um uns kümmerte. Sogar der Wirt ließ uns in Ruhe. Ich hatte mittlerweile noch mehrmals Wein bestellt.

Als sie sich gar nicht rührte, nahm ich vorsichtig ihre Hand und sagte leise, aber bestimmt: „Fiorella — wachen Sie auf!“

Da hob sie den Kopf und sah mich an. Es war, als ob sie am Morgen nach einem langen, aber qualvollen Schlaf erwache. Sie öffnete den Mund, zögerte und sagte dann in einem unbeschreiblichen Ton: „Ich war ein ausländisches Mädchen. Er hat mich sitzen lassen, um die Reiche zu heiraten. Ich habe zur Madonna gebetet: Wenn sie ein Kind bekommt, muß es sieh werden. Er soll spüren, wie es tut!“

Sie klopperte wie ein Fieber in den Zähnen und wiederholte: „Ja — er soll spüren, wie es tut!“



Scherenschnitt

Ruth Schaumann



Autofriedhof

Toni Bichi

ZIETHEN KOMMT AUS DEM BUSCH

VON FRANZ DATTNER

Als die Herren Generale das Fest verlassen hatten, wurde die Stimmung zusehends vergnügter. Herr von Clauswitz riß sich die Montur vom Leibe und verlangte, mit Wein begossen zu werden. Herr von Kleist ward melancholisch und wünschte ein Mädchen mit Weisheugenagen zu küssen. Die Herren hatten alle viel zu viel getrunken; unter einem Überdan saßen zwei und witzelten. Obristleutnant Debauché fecht mit einem unsichtbaren Gegner ein wütendes Duell aus.

Von der Garnisonsküche schlug es hallend ein. Das schien ein Zeichen für den Freiherren von Platen zu sein. Er sprang auf den Tisch und gebot Silentium. Er war ein baumlanges Kavaliere und alle mußten ihn bemerken. Der Baron tat so, als wäre er betrunken — eine Feinseite, die alle insgeheim belächelten — und schrie mit rotem Kopf: „Wer von Euch kein Hundstett ist, stellt sich dort an die Wand!“

Man sah sich an und lachte.

„Lacht nicht, Kavaliere!“ brüllte Platen, und hatte in der Hand eine Pistole in der Hand — der Leuzel wußte, woher — denn die Herren hatten alle Waffen im Antichambre verjagt — „ich werd Euch Meeres lehren!“

Der Obristleutnant beach sein Gesicht ab, schulterte seinen Pallasch und kam klärend näher.

„Von Tisch runter, Herr Rittmeister!“ knurrte er. „Er ist ja gar nicht betrunken. Das ist nur so Seine Façon de parler!“

Platens Augen glimmten böse.

„Ich erkläre jeden von Euch für ein mauvais sujet, der nicht Dedee pariert! An die Wand — und ein Glas auf den Schädel. Wenn ich, wie der Herr Obristleutnant respektiert, nütchen bin — schieß ich das Glas brummt und nicht den Schädel!“

Jetzt lachte niemand mehr. Jeder wußte, wem die Parole galt. Alles wandte sich Graf Neckwitz zu. Er war gerade zwanzig geworden und lächelte auch jetzt noch. Er kam durch eine schweigende und neugierige

Gasse der Herren näher: als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt — obwohl der Baron noch gar keinen Namen genannt hatte.

Er schlug die Haken zusammen, daß es ein scharfes hohes Klingeln gab, legte die Hände an die Hofenahne, wie dienstlich, und meldete mit seiner heiteren Jungensstimme: „Dem Herrn Rittmeister Respekt — falls der Herr Rittmeister zufällig gerne auf mich schießen wollen.“

Platen verlor die Contenance nicht. „Ehre brav von ihm, Junker!“ grinst er vom Tisch. „Kehrt — und an die Wand gestellt. Dafür steht ich nicht an zu erklären, daß Herr von Debauché recht hatte, als er meinte, mein Raufwerk wäre von schlechten Eltern.“ Pöcklich brüllte er wieder. „Ich bin nüchtern, Junker, und ziehe rechtshändigen — doch steht es Ihm frei, zu retzieren, falls er kein Betrauten zu meiner Schießkunst hat!“

Der Graf machte eine Verbeugung und ging lächelnd zur Wand.

Herr von Kleist sagte ruhig in die Stille: „Dem Herrn Rittmeister beliebt, es sich besonders bequem zu machen.“

Jetzt begannen auch die anderen zu murren. Platen war der beste Schütze im Regiment; aber man wußte ja nie, ob er wirklich besaucht war oder nur „betrunken“ spielte. Er schikanierte den Kleinen, wo er konnte: die wildenblauen Augen Heniettes von Dröfings hatten's ihm angetan, eine Farbe, von der auch Kleist gauenien zu schwärmen pflegte. „Von“ Dröfing sagte übrigens nur Neckwitz, wenn er von der Geliebten sprach; sie war eine Bürgerliche, und der König hatte bereits zweimal die Alliance abgezwungen. Alles Bitten war fruchtlos: Friedrich wollte nichts davon wissen — altmütterlicher Adel und die Tochter einer Haus-hälterin! Noch dazu katholisch. Der König hatte Herren von Neckwitz klipp und klar bedeuten lassen: noch ein Heiratsgesuch und er stecke ihn für zwei Jahre nach Kastrin — wegen Insubordination und Befähigung der Person des Königs. Pini. Die Amouren seiner Offiziere, soweit sie nicht staatsfeindlich geartet wären, interessierten ihn übrigens nicht im

mindesten — also liebte der Graf seine Demoiſelle weiter — glühend, halberbrechlich, unvernünftig — und Platen, der erfolgloſe Kavalier, ſpie Pech und Feuer. Und der jegige Eklat war das Ergebnis ſeiner Eiferſucht . . .

„Ich bin vollkommen bei Sinnen — aber wenn der Junker ſeig e iſt —“, ein Kieſenlärm begleitete ſeine Worte —, „wenn er, ich wiederhole — ſeig e iſt —“

„Er iſt nicht ſeig!“

„Ei ſind ein Feigling, Platen!“

„Meſſieurs“, donnerte der Obrſtlieutenant, „die Eißung iſt aufgehothen!“

„Aufgehoben iſt aufgehoben!“ lachte Redwiß an der Wand und ſtellte ſieſchlich mit zwei Fingern einen Champagnerkelch auf ſein Loupet, „weder Herr von Platen noch ich können jeht zurück. Es wäre denn, daß der Herr Rittmeiſter ſich unbehaglich fühlte.“ Sein blaſſes Knabengeſicht wurde ernt. Er ſagte mit ſeiner leidenschaftloſen Stimme freundlich: „Ich erſuche nunmehr den Herrn Rittmeiſter Freiherren von Platen, auf das Glas zu ſchießen, anſonſten iſt Jhn für einen Filou und Windbeutel erklären müßte!“

Die Piſtole ſuhr hinauf.

Die Herren ſchießen wie beſſen.

Der Obrſtlieutenant packte einen Leſchako vom Tiſch und ſetzte ihn ſieſchlich auf. „Attention, Meſſieurs! Ich habe genug! Die Herren begreifen ſich ſtattepede in die Duartiere. Ich will gemeiner Meord!“

„Wenn der Baron nicht ſchießt, ſchmeiße ich ihm das Glas in die Biſage!“ heulte Redwiß.

Platen: „Unbeſorgt — halt Er ſtill!“

Der Schuß krachte.

Der Generallieutenant von Jethen ſah vergnügt zum Fenſter hinein und verſorgte ſeine Piſtole, die noch rauchte, im Halfter. Er brangte ſich über den Kopf ſeines Pferdes in den Saal hinein, ſein verwittertes braunes Abenteuergeſicht leuchtete.

„Ein ſcharmautes Geſellſchaftſpiel, meine Herren, auf Kameraden zu ſchießen. Gerade ſagte ich zu General Seydlich, ich reiſe nochmals zurück: Seine Majestät ſelbſt werden den Vätern in Sansſouci vernahmen können. Ubrigens werden die Herren zugeben, daß ich vortrefflich diſponiert war. Von der Kirche hierher ſind es an die zweihundert Schritte.“

Das Mondlicht ſiel auf ſeine Achſelpangen, die gleiſten. Er brangte ſich noch mehr zum Fenſter hinein und beſah: „Reich Er mir mal ſein Schießzeug herüber, Platen, es intereſſiert mich.“

Der Freiherz gab abgewandt über den Pferdekopf, der an ihm ſchnupperte, die Piſtole hinauf. Der Lauf hing nur an ein paar Holzſtegen im Kolben. Jethen war ein noch beſſerer Schütze . . .

„Nu — Kinderken, was ſagt ihr da voll bloß zu euren ellen Papa Jethen? Wie bei Kameradort anno Schnee. Da is Jhnen voll die Spude weggeblieben, Platen, wat? Aber nu macht mal los, Männkens — machſ, los, in die Klappe, wenn's gefällig iſt, oder Papa Jethen wird verdammnt ungemütlich!“ Die Herren ſchlugen die Eporen zuſammen und entfernten ſich ſüſterend.

„Hör Er mal, Platen: eigentlich gehört Er vor's Kriegegericht, das iſt Jhn doch wohl klar, nicht wahr? Graf Redwiß, ſillgeſtanden! Ich bin noch nicht fertig. Ich werd Euch beden mal was ſagen.“ Er neigte ſich zu ihnen hinein, daß ſeine gewichſten Wipfe vor ihren Nafen baumelten. „Ich laß Euch laufen. Gehet zur Hölle, von mir aus! Ich meld auch dem König nichts, obwohl es eine cochonnerie par excellence iſt! Sei Er nicht ſo luſtig, Junker: ich hab' Jhn das Leben gerettet!“

„Zu Deſchl, Eggellens!“

„Dieſe unweſchämte Heiterkeit mag Er ſich abgewöhnen! Er iſt kein Piſſierling wert, Er Bengel, Er — ich hab's der Demoiſelle Henriette zu Pläſter getan, die wirklich allerliebſt iſt. Die Herren geben ſich jeht die Hände — na, Platen, ein bißchen dalli, wenn ich bitten darf — ſo iſt's recht, und nun ſchlafen ſich die Herren mal oerdentlich aus. Begretten! Und Seine Majestät erfährt kein Sterbenswörtchens. Morſen, meine Herren!“

Freidrich hatte in der Nacht keine Schmerzen gehabt, er war ſogar in Voltaires Zimmer geweſen, um Erinnerungen nachzuhängen (was jeht ſchon ſelten vorzukommen pflegte), er empfing deshalb den General in beinahe ſchallhoſter Laune.

„Biſche — hierher! Wenn du unartig biſt, bekomſt du keinen Zuckel!“ Er klopfte mit ſeinem Knickſtock an Jethens verſchmüete Bruſt. „Bon jour, mon cher. Reizend Geſchichte. Habe Jhn biſher für einen ſolgſamen Untertan gehalten, Jethen. Aber Er hat Pech: der König erfährt nun mal alles. Wozu wäre er denn der König, hm? Was iſt nun Sein Vorſchlag?“

„Das Kriegegericht, Eure Majestät.“

Der König ließ den Blick nachdenklich über die blühenden Kondells zu ſeinen Jüngern ſchweifen. „Es iſt Frühling, Jethen. Hat Er bemerkt?“

„Sehe wohl, Majestät.“

„Frühling. Prädchtige Jahreszeit. Eh bien — wie ſprachen von dem Skandal, wo? Die blauen Augen ſorchten in dem Ledergieſt des Generals. „Das Kriegegericht iſt keine Löſung, Jethen. Wir müſſen die Höhe abſoluter liquidieren.“

„Erfchießen, Majestät.“

Freidrich lächelte mitle. „Er iſt ein Heißsporn, toujours, Jethen. Er kam zwar heute nacht präciseiment aus dem Buſch, wie gewöhnlich — wie in den alten guten Zeiten; aber zurzeit haben wir ja nicht Krieg. Wie ſchließen lieber Frieden, bon? Komm Er mal da mit in die Sonne, ich ſtreie heute ein bißchen. Seht Er ſich. Er ſagt — Kriegegericht. Ich ſage — Heirat.“

„Majestät —!“

„C'est juſte, mon cher. Beſer eine Meſalliance, als dauernd Meord und Loſchlag zwiſchen meinen Offizieren.“ Freidrich ſtreckte die magere Hand aus nach der Klingel. Der Kammerdiener trat auf die Teraſſe.

„Zu Herren von Podewils — die Akta in Sachen Redwiß.“

Der König reichte ſeine Schmutzabdoſſe hinüber. „Bedien Er ſich, Jethen. Der arme Redwiß wird jeht irgendwo Poſthalter in Brandenburg. Weiß Er: die Jungen ſollen glücklich ſein. Dafür habe ich doch gelebt, n'est-ce-pas?“



Vignette

Franziska Bilek

BÜCHER

Dr. Karl Siegmund Baron von Galéra: „Deutscher Reichs Spiegel“. Männer und Bewegungen im Kampfe für Reich und Gegenreich. (Mit 69 Abbildungen. Hesse & Becker Verlag, Leipzig 1936. Preis 12.— RM.)

Ein Geschichtswerk, in dem die geistigen Errungenschaften des Nationalsozialismus zu einer umfassenden Darstellung des ersten und zweiten Reiches verarbeitet sind. Getragen von einem bedingungslosen Glauben an das Werk des Führers, gelangt der Verfasser über die Reihe seiner kritischen Untersuchungen zu der summarischen Konsequenz, daß die durch Ludendorff so populär gewordenen „überstaatlichen Mächte“, wie Judentum, Freimaurerei, Weltbolschewismus, Jesuitentum usw. die wahren und einzigen Schädlinge des deutschen Reichsgedankens und damit des europäischen Friedens schlechthin sind. Sehr gründliche und aus fleißiger Forschungsarbeit gewonnene Materialkenntnisse runden flüssig und gemeinverständlich vorgetragen — das Ganze zu einer charakteristischen Einheit ab. Der Illustrationsapparat ist sorgfältig gewählt und bietet eine Reihe trefflicher Bilddokumente für die große Vergangenheit unserer nationalen Kultur. A. W. R.

Franz Zeise: „Die Armada“. Don Juan d'Austria. Lebensfahrt eines Ehrwürdigen. (Rowohlt Verlag, Berlin.)

Als strahlend jugendlicher Streiter für den christlichen Glauben, als wagemutiger Retter des Abendlandes vor der Türkengefahr, ging Don Juan d'Austria in das Gedächtnis der Nachwelt über. Dieser ehrwürdige Sohn Karls V. und der Regensburger Handwerkerstochter Barbara Blomberg hat die Mauren besiegt, den Ungläubigen Tunis entrissen, und er war Statthalter der Niederlande. Doch wird sein kurzes, durch die Pest beendetes Leben völlig von dem Ruhm übertrahlt, den er sich als Admiral der spanischen Armada in der Seeschlacht von Lepanto mit der Vernichtung der türkischen Flotte erworben hat. In dieser Tat, die der veranzögten abendländischen Welt als erlösendes Befreiungswerk galt, mullte, gipfelte dieses von Tragik unmittlere Leben. — Das Buch Zeises will weder geschichtliche Monographie noch Roman sein, es ist eine Aneinanderreihung von Bildern, ja, man darf sagen, von altmeisterlichen Gemälden, die ihre ganze, satte Leuchtkraft von der Figur des jungen Helden beziehen. In der Tat, die Schilferung des Auto da Fé, des Lagers der Armada, der Seeschlacht, können nur mit den Gemälden einer vollbüttigen Zeit verglichen werden, die ohne zimmerliche Nervenschwäche den Tod schroff neben unbändige Lebenslust gestellt hat. Hier wird nicht Triebhaftes mit schamvoller Spitzfindigkeit bemähtelt, mit dem Grauen kein billiges Spiel getrieben, nackt und bloß, behaftet mit den ungeheimen Instinkten seiner Natur, steht der Mensch in der Welt dieser Zeit. Und wie auf jenen Gemälden bezwingt die künstlerische Kraft den Stoff, er ist ihr nur willfährige Materie des Formungswillens, wird unter der Hand des Künstlers zu edlem Werk. A. Wisbeck.

ANEKDOTEN

Offen

Es war in der politisch so bewegten Zeit zwischen dem ersten und zweiten Kaiserreich, als Victor Hugo einmal gefragt wurde, wie seine politischen Ansichten seien.

„Mon Dieu, Monsieur“, war die Antwort, „das hängt ganz davon ab, mit wem ich spreche!“ H. G.

Überführt

La Comdamine war unter der Herrschaft Ludwigs XV. der berühmteste Mathematiker Frankreichs und auch als Forschungserfinder sehr angesehen. Er war ein höchst origineller Mensch, aber von ungeheurer Neugierde. Eines Tages besuchte er Frau von Choiseul, die er gerade beim Briefschreiben antraf. Er näherte sich der Dame leise und sah sie während des Schreibens über die Schultern. Da Frau Choiseul dies merkte, schrieb sie: „Ich würde Ihnen von dieser Sache gerne mehr berichten, sünde nicht Herr La Comdamine hinter mir und löse alles.“

„O, Madame“, rief da der Gelehrte aus, „das ist nicht richtig, ich beschwöre, daß ich nichts gelesen habe!“ H. G.



Wenn
der braune
Los-
verkauf
von Sie
hintritt..

denken Sie daran,
daß er Ihr Arbeits-
kamerad ist, der seine
ganze Kraft dafür einsetzt,
für einen unbekanntem
Arbeitslosen einen Platz an
der Werbank zu erobern.

Reichs lotterie für Arbeitsbeschaffung

Zeit lassen

Bei Orza Geßeligen, dem bekannten, kürzlich verstorbenen Budapest Theaterdirektor, hatte sich einmal eine weltberühmte Opern-Primadonna zu einer Besprechung angefangt. Zur vereinbarten Zeit erwartete Geßeligen die Künstlerin in seinem Direktionszimmer, vor aber nicht kam, war die Primadonna. Als bereits zwei Stunden vorüber waren, trat der Theatersekretär ins Zimmer und machte dem Direktor gegenüber einige ungehaltene Bemerkungen über das Benehmen der Dame. „Was wollen Sie?“ sagte da Geßeligen, „das ist eine Frau, die zu allem Zeit braucht. Hat sie nicht auch vierzig Jahre geachtet, um einunddreißig zu werden?“ H. G.

LEST DIE „JUGEND“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jähr. RM. 3.—, jähr. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANS SCHINDLER,

Fischerel-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karistraße Nr. 44
Tel. 59 61 60



DIE FOTO-SEITE



Übergang zur Olympiade

Der schöne Monat Juli geht dem Ende zu, und nur noch wenige Tage trennen uns von den Olympischen Spielen. Wo die Kamera nicht allein in Berlin, sondern in allen Teilen der Erde reichlich zu tun haben wird. Da heißt es gerüstet sein, Übung im Schnappschuß besitzen, die Kamera ganz beherrschen. Die Technik muß mehr oder weniger von allein abrollen, so daß wir uns ganz der Bildmäßigkeit widmen können.

Wir brauchen also Schulung. Diese können wir auf den Sportplätzen gewinnen. Vielleicht aber sieht man uns da im Moment nicht gern, weil eifrig gearbeitet wird. Also schlagen wir noch einen anderen Weg oder ein anderes Thema vor: Junge Damen.

Da ja jetzt noch Ferienzeit herrscht, treffen wir sie überall in frischer und freudiger Ferienstimmung, bei Sport und Spiel, in Stadt und Land. Und genau so quicklebendig wie das Motiv müssen unsere Fotos werden.

Da darf nichts gestellt und gekünstelt sein, sondern wir werden mitten aus dem Leben knipsen. Ganz gewiß gibt es „charmanten jungen Damen“, die auf Befehl dezent oder voller Lebenslust lachen. Aber fotografisch kann man nichts befehlen. Denn das würde man nachher doch im Bilde irgendwie sehen, wenn es nicht einen Inhalt hat, der zum Motiv paßt.

Also am besten mit der Kamera auf der Lauer sein, so tun, als sei die Fotografie Nebensache, um dann zu knipsen, wenn der Augenblick günstig ist.

Nun aber bitte nicht sagen: Das kann ich doch unmöglich. Erstens besitze ich keine wunderhübsche junge Tochter, zweitens kann ich keinen wildfremden Menschen so mir nichts — dir nichts ansprechen, und drittens bin ich verheiratet. Denn diese Gedanken geben Komplexe und Hemmungen, die sich notwendig auch auf die Kamera übertragen. Zumal das in der Praxis auch ganz anders aussieht.

Da liegen wir z. B. am Strande der Ostsee oder lassen uns im Bade irgend eines bayerischen Sees von der Sonne braun brennen. Hier nun laufen einem die Motive förmlich blindlings entgegen. Sie werden einem gewissermaßen gratis und franko ins Haus — um nicht zu sagen: vor die Kamera

— gebracht. Und weil hier alle die jungen Menschen so frei und losgelöst vom Alltag sind, wird kein Mensch Einspruch erheben, wenn wir unsere Kamera zücken. Man darf das bloß eben nicht plump machen. Heran an die Motive, vorher schon Entfernungsverschuß und Blende eingestellt, und dann munter drauflos geknipst. Ehe man etwas merkt, und wir haben das, was wir suchen.

Mit einem „Ach bitte, Fräulein, würden Sie wohl so freundlich sein!“ ist da also nichts zu machen. Das kann nichts werden, weil es gestellte Bilder geben muß.

Haargenaue Einstellung der Schärfe ist nicht allzu tragisch zu nehmen. Denn jetzt herrscht ja bei Sonnenschein überall eine so große Helligkeit, daß wir weit abblenden können trotz kürzester Belichtungszeiten. Und weite Abbildung sichert große Tiefenschärfe. Es genügt also, daß wir Entfernungen einigermaßen schätzen können.

Und bitte, keine feigen Schnappschüsse. Also Aufnahmen in Rückenansicht. Wenn zwar ein schöner Rücken auch entzücken kann, wie man so fein sagt, so wollen wir doch gerade frische und fröhliche Gesichter fotografieren. Bilder fertigen, aus denen wirkliches Leben spricht.

Und jetzt merken Sie vielleicht auch, daß diese Aufnahmetechnik der Sportfotografie schon sehr nahe kommt. Deshalb also stellen solche Aufnahmen eine Art Übergang zur Olympiade dar. Und wer hier etwas Geschicktes zuwege bringt, wird erst recht ein guter Sportfotograf sein.

Über den Zubehör

Von Wichtigkeit ist eine Gegenlichtblende. Sie schützt das Objektiv vor direkter Sonnenbestrahlung bei Aufnahmen im Gegen- oder Seitenlicht und verhütet damit Reflexbildung. Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen.

Ein Belichtungsmesser ist auf jeden Fall erforderlich, wenn wir uns vor Enttäuschungen schützen wollen. Im Hinblick auf den weiten Belichtungsspielraum heutiger Emulsionen genügt eine Tabelle vollständig. Wir empfehlen die Tabellen von J. Drausinger für 60 Plz. (im Isert-Verlag, Magdeburg), die sich durch schnelle und leichte Handhabung auszeichnen.

Völlig objektiv mißt das fotoelektrische Gerät, das nur nicht ganz billig ist. Doch es sind auch hier bei falscher Handhabung unzutreffende Zeiten möglich. Wir müssen die Belichtungszeit grundsätzlich nach den dunkelsten Stellen des Motivs bestimmen. Wir gehen also mit dem Gerät ganz dicht an das Motiv heran und tasten den Bildraum in gewisser Weise nach seiner Helligkeit ab. Nur so ergeben sich richtige Zeiten.

Ein Weichzeichner — zu empfehlen ist die Duto-Linse — gestattet die Erzielung bestimmter stimmungsmäßiger Wiedergaben, indem er die Lichter gegenüber den Schatten überstrahlt erscheinen läßt. Die Lichter leuchten also wirklich, und wir kommen damit dem Wesen der Fotografie, der Licht-bildkunst näher.



China — Japan

Rubey



„Gib bloß acht, daß ich den Mund nicht zuklappe, kleiner Japps!“